

I. Einleitung

Am 2. April 2010, einem Karfreitag, begaben sich Soldaten der Bundeswehr auf Patrouillenfahrt in der nordafghanischen Provinz Kunduz. Die Soldaten vom Fallschirmjägerbataillon 373 aus dem niedersächsischen Seedorf waren im Rahmen der »International Security Assistance Force« (ISAF) im Einsatz. Ihr Auftrag: Sicherung der Region.

Gegen 13 Uhr entdeckten die Soldaten Sprengfallen am Straßenrand. Kaum hatten die Deutschen mit deren Entschärfung begonnen, als sie von mutmaßlichen Kämpfern der islamistischen Taliban aus dem Hinterhalt mit Handfeuerwaffen und Panzerfäusten attackiert wurden. Die Bundeswehrsoldaten verteidigten sich und erwiderten das Feuer. Und mit einem Mal waren sie in erbitterte Kampfhandlungen verwickelt, standen praktisch mitten im Krieg.

Das Gefecht dauerte Stunden. Der Angriff der Taliban konnte zwar von den Soldaten der Bundeswehr abgewiesen werden. Aber in dieser militärischen Auseinandersetzung, die als Karfreitagsgefecht in die Geschichte der Bundeswehr eingehen sollte, hatten die Deutschen hohe Verluste zu beklagen: Acht Soldaten wurden verwundet. Drei weitere Soldaten waren tot.¹

Nach ihrer Überführung wurden die Gefallenen in der Heimat geehrt. Zahlreiche Vertreter aus Politik und Gesellschaft nahmen an der Gedenkfeier am 9. April 2010 in der St.-Lamberti-Kirche in Selsingen teil. Neben Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg (CSU) würdigte auch Kanzlerin Angela Merkel (CDU) die toten Soldaten. Guttenberg nannte die Toten sogar »tapfere Helden«, auf die man »stolz«² sein könne.

In Berlin erinnert auch das Ehrenmal der Bundeswehr an die Gefallenen von Kunduz und bewahrt sie vor dem Vergessen: Martin Kadir Augustyniak. Nils Bruns. Robert Hartert.³

Eine Armee und eine Gesellschaft, die um ihre toten Soldaten⁴ trauern, diese offiziell und öffentlich ehren und erinnern – das ist nichts Außergewöhnliches. Das

¹ Vgl. Helmecke, Gefallen, S. 4–7; S./Trenzinger, Isa Khel, Karfreitag 2010; Barth/Schaal, Deutschland dienen, S. 211–231; zuletzt u.a. Götz, »Hier ist Krieg«, v.a. S. 182–192, 371–376.

² Rede des Bundesministers der Verteidigung Dr. Karl-Theodor Freiherr zu Guttenberg anlässlich der Trauerfeier für die drei am 2.4. gefallenen Soldaten in der Sankt-Lamberti-Kirche am 9.4.2010 in Selsingen, <<http://www.bmvg.de>> (letzter Zugriff 12.5.2010), Privatarchiv Julia Nordmann.

³ Vgl. Im Ehrenmal der Bundeswehr namentlich genannte verstorbene Bundeswehrangehörige, Stand: 3.8.2021, <<https://www.bundeswehr.de/resource/blob/153712/0512aa0f7e1086b26f0fde051f57ad48/20191123-download-namentliche-uebersicht-der-geehrten-verstorbenen-data.pdf>> (letzter Zugriff 6.9.2021).

⁴ Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird in dieser Arbeit auf das Gendern durchgängig verzichtet.

Gedenken an getötete Soldaten ist in vielen anderen Ländern selbstverständlicher, ja integraler Teil der kulturellen Identität. Frankreich etwa veranstaltet regelmäßig Gottesdienste für seine gefallenen Soldaten. Im Dôme des Invalides zu Paris, dem zentralen Gedenkort Frankreichs. Die Italiener ehren ihre getöteten Soldaten in jedem Jahr am Altare della Patria, dem Nationaldenkmal auf dem Kapitolshügel in Rom. In Großbritannien tragen viele Menschen am Remembrance Day (informell auch »Poppy Day« genannt) stilisierte Mohnblüten zur Erinnerung an ihre gefallenen Soldaten, insbesondere jene der Weltkriege. Am Memorial Day, dem jeweils letzten Montag im Mai, würdigen die Vereinigten Staaten ihre Kriegstoten. Und in Russland versammeln sich am 9. Mai, dem »Tag des Sieges«, zahlreiche Bürger, um das Ende des »Großen Vaterländischen Krieges« zu feiern und im Rahmen der Aktion »Unsterbliches Regiment« insbesondere der sowjetischen Soldaten des Zweiten Weltkrieges zu gedenken.⁵

Die Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland hingegen ist geprägt von einem anderen, stark distanzierten Verhältnis zu ihren toten Soldaten. Die Hauptursachen hierfür sind in der Diktatur des Nationalsozialismus, der Rolle der Wehrmacht als Hitlers Armee sowie in der katastrophalen militärischen Niederlage von 1945 zu suchen. Infolge dieser historischen Belastung und angesichts der stark antimilitärischen Stimmung in der Bevölkerung nach 1945 sowie wegen der besonderen Gründungsumstände der am 12. November 1955 aufgestellten Bundeswehr trat auch in dieser die Würdigung von im Dienst getöteten Soldaten so gut wie vollständig in den Hintergrund. Stattdessen rückte die Bundesrepublik Deutschland ganz allgemein sämtliche Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft in den Mittelpunkt ihres offiziellen und öffentlichen Gedenkens.⁶

Erst das Ende des Kalten Krieges und die deutsche Teilnahme an Auslandsmissionen der Vereinten Nationen ab 1992 markierten eine grundlegende Zäsur beim Umgang Deutschlands mit seinen getöteten Soldaten.⁷ Am Anfang dieses Prozesses stand Alexander Arndt. Der Feldwebel der Bundeswehr starb am 14. Oktober 1993 im Rahmen der Kambodscha-Mission »United Nations Transitional Authority in Cambodia« (UNTAC), an der sich auch die Bundesrepublik beteiligte.⁸ Arndt war

⁵ Vgl. Schlie, Bundeswehr und Tradition, S. 26; Nani, Die Gefallenen der »neuen Kriege«, S. 293; Goebel, Brüchige Kontinuität, S. 208 f., 223 f.; Hausmann, Die unfriedliche Zeit, S. 423, 431 f.; Dornblüth, Privates oder verordnetes Gedenken?, 9.5.2016, <https://www.deutschlandfunkkultur.de/unsterbliches-regiment-in-russland-privates-oder.2165.de.html?dram:article_id=353651> (letzter Zugriff 6.9.2021); Geyer, Amerikanisches Totengedenken, S. 508 f.

⁶ Vgl. Hettling, Gefallenengedenken – aber wie?, S. 69.

⁷ Der erste größere UN-Auslandseinsatz, an dem sich die Bundeswehr beteiligte, war die »United Nations Transitional Authority in Cambodia« (UNTAC). Soldaten der Bundeswehr leisteten in Kambodscha zwischen dem 22.5.1992 und dem 12.11.1993 medizinische Hilfe. Der zweite derartige Einsatz war die »United Nations Operation in Somalia« (UNOSOM II). Vom 25.8.1992 bis zum 21.3.1993 sowie vom 28.8.1993 bis zum 23.3.1994 unterstützten Bundeswehrsoldaten humanitäre Hilfsmaßnahmen vor Ort. Vgl. BMVg, Die Bundeswehr im Einsatz, S. 66 f.

⁸ Vgl. Unterrichtung des Verteidigungsausschusses am 20.10.1993 über die Lage der deutschen Sanitätssoldaten in Kambodscha, AdSD, Depositum Heinz-Alfred Steiner, Akte: 12. WP, V-Ausschuss, Protokolle ab Nr. 55; dpa-Meldung vom 14.10.1993, Bundeswehr/Kambodscha (2. Zusammenfassung), Zum ersten Mal deutscher Soldat bei UNO-Mission erschossen, ACDP, 0/054/24-0.

der erste deutsche Soldat nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, der bei einem Auslandseinsatz sein Leben verlor.

Sein Tod konfrontierte die Bundeswehr wie die Bundesrepublik mit schwierigen Fragen: Auf welche Weise soll man einen im Auslandseinsatz getöteten Bundeswehrsoldaten offiziell betrauern? In welchem Rahmen ihn würdigen? Und wie seiner gedenken?

Mit noch größerer Wucht stellten sich diese Fragen durch den ISAF-Einsatz in Afghanistan, der für die Bundeswehr im Januar 2002 seinen Anfang nahm.⁹ Denn nach und nach wandelte die ursprünglich humanitäre Mission für Sicherheit und Wiederaufbau am Hindukusch ihren Charakter grundlegend: Sie wurde zum Kampfeinsatz für die Bundeswehr. Mit toten Soldaten, die im Namen Deutschlands starben. Und mit deren Opfer die Bundeswehr und die Gesellschaft der Bundesrepublik nun plötzlich einen würdigen und ehrenden Umgang finden müssen.

In keinem anderen Auslandseinsatz der Bundeswehr starben so viele deutsche Soldaten. Bis zum offiziellen Ende der Mission am 29. Juni 2021 verloren in Afghanistan 59 Bundeswehrsoldaten ihr Leben, 35 davon durch »Fremdeinwirkung«, also bei Kampfhandlungen, Anschlägen oder durch Selbstmordattentate.¹⁰

Diese Erfahrungen mit Toten durch Fremdeinwirkung haben den Umgang der Bundeswehr mit dem Tod eigener Soldaten grundsätzlich und tiefgreifend verändert. Und sie haben dazu geführt, dass erstmals neben den binnenmilitärischen und kameradschaftlichen Formen der Trauer und des Erinnerns auch Rituale und Zeremonien, Protokolle und Gedenkorte entstanden. Die Bundeswehr trauert nun umfassend um ihre Toten. Sie trauert offiziell und öffentlich. Und sie will auch dauerhaft an ihre Toten erinnern. So gibt ihre Homepage bekannt, dass denjenigen, »die in pflichtgemäßer Erfüllung des Dienstes ihr Leben gelassen haben«, ein »würdiges Gedenken« gebühre. Dazu »schafft die Bundeswehr öffentliche Räume«¹¹.

Anfang 2021 gibt es mehrere dieser für die Öffentlichkeit bestimmten Orte. Der Ort mit der größtmöglichen offiziellen Anmutung ist das Ehrenmal der Bundeswehr im Außenhof des Bendlerblocks am Berliner Sitz des BMVg. Der riegelartige Baukörper mit seiner filigranen Bronzehaut wurde am 8. September 2009 von Verteidigungsminister Franz Josef Jung (CDU) und Bundespräsident Horst Köhler (CDU) eingeweiht. Das Berliner Ehrenmal ist den rund 3300 Bundeswehrsoldaten gewidmet, die seit 1955 im Dienst tödlich verunglückten, getötet wurden oder gefallen sind.¹² Mit diesem Monument gedenken die Bundeswehr und die Bundesrepublik Deutschland erstmals ausschließlich der eigenen toten Soldaten.

⁹ Vgl. BMVg, Die Bundeswehr im Einsatz, S. 66 f.; Afghanistan – ISAF (International Security Assistance Force), <<https://www.bundeswehr.de/de/einsatze-bundeswehr/abgeschlossene-einsatze-der-bundeswehr/afghanistan-isaf>> (letzter Zugriff 6.9.2021).

¹⁰ Vgl. BMVg, Pressemitteilung »Ende des Afghanistan-Einsatzes«, 29.6.2021, <<https://www.bmvg.de/de/presse/ende-des-afghanistan-einsatzes-unsere-soldaten-sind-auf-dem-weg-nach-hause-5101202>> (letzter Zugriff 6.9.2021); Todesfälle in der Bundeswehr im Auslandseinsatz und in anerkannten Missionen, Stand: 21.10.2019, <<https://www.bundeswehr.de/de/ueber-die-bundeswehr/gedenken-tote-bundeswehr/todesfaelle-bundeswehr>> (letzter Zugriff 6.9.2021).

¹¹ Im Gedenken an die Toten der Bundeswehr, <<https://www.bundeswehr.de/de/ueber-die-bundeswehr/gedenken-tote-bundeswehr>> (letzter Zugriff 6.9.2021).

¹² Vgl. BMVg, Das Ehrenmal der Bundeswehr, S. 5, 9, 55.

Mit dem Wald der Erinnerung auf dem Gelände des Einsatzführungskommandos der Bundeswehr bei Potsdam – er versammelt die Ehrenhaine aus den Feldlagern der Auslandseinsätze in einem weitläufigen, parkartigen Gelände – schufen die Bundeswehr, Kameraden und Angehörige der Toten einen zentralen und zugleich sehr persönlichen Ort des Trauerns und des Gedenkens. Am Volkstrauertag 2014 weihte Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen (CDU) den Wald der Erinnerung ein.¹³

Erweitert man den Begriff des Erinnerungsraumes, so lässt er sich auch auf öffentliche Trauerfeiern für im Einsatz gefallene Soldaten ausdehnen. Die erste dieser Zeremonien würdigte am 24. Juni 2008 in der Alexanderskirche von Zweibrücken zwei im Rahmen des UN-Einsatzes in Bosnien-Herzegowina getötete deutsche Soldaten.¹⁴

Ebenso kann man dieses erweiterte Verständnis des Erinnerungsraums auch auf das im Sommer 2009 etablierte »Ehrengrab der Bundeswehr« übertragen. Dabei kennzeichnet die Bundeswehr die private Grabstätte eines im Ausland gefallenen deutschen Soldaten offiziell als »Ehrengrab« und verleiht diesem so in gewisser Weise einen öffentlichen Charakter. Unfalltote der Bundeswehr dagegen zeichnet die Plakette »Ehrendes Gedenken« aus. Sie wird auf den privaten Grabstein appliziert.¹⁵

Neben diesen öffentlichen und offiziellen Orten der Würdigung und des Erinnerns haben sich zahlreiche kameradschaftliche Orte des Gedenkens etabliert. Manche von ihnen besitzen für die gesamte Bundeswehr Bedeutung. Andere wiederum sind beschränkt auf eine Teilstreitkraft, eine Waffengattung oder auch nur auf eine einzelne Einheit. Hervorzuheben wäre an dieser Stelle zum Beispiel die binnenmilitärische Gedenkstätte auf dem Gelände der Fallschirmjägerkaserne in Seedorf. Sie ist den drei deutschen Gefallenen des Karfreitagsgefechts gewidmet. Herzstück des Denkmals sind die Türen jenes Radfahrzeugs vom Typ »Dingo«, mit dem die Soldaten sich auch an dem besagten 2. April auf Patrouillenfahrt begeben hatten. Die zerschossenen Türen sind in die Erinnerungsstätte aus weißen Klinkersteinen eingefügt. Reliquiengleich gemahnen sie an den Tod und das Opfer der Kameraden.¹⁶

Neben öffentlichen und binnenmilitärischen Gedenkstätten sind auch Namenspatronagen zu Elementen der Erinnerung und damit zu einem Teil der neuen militärischen Memorialkultur der Bundeswehr geworden. Ein Beispiel dafür – und gewissermaßen Pars pro Toto – mag die vormalige Emmich-Cambrai-Kaserne in Hannover sein. Auf Wunsch der dort stationierten Soldaten benannte man die

¹³ Vgl. BMVg, Der Wald der Erinnerung, S. 42–49.

¹⁴ Vgl. Rede des Bundesministers der Verteidigung Dr. Franz Josef Jung anlässlich der Trauerfeier für die am 19.6.2008 in Bosnien-Herzegowina ums Leben gekommenen Soldaten der Bundeswehr am 24.6.2008 in der Alexanderskirche in Zweibrücken, <<http://www.bmvg.de>> (letzter Zugriff 12.05.2010), Privatarchiv Julia Nordmann.

¹⁵ Vgl. Schreiben BMVg Dr. Franz Josef Jung an den Präsidenten des VDK Reinhard Führer 13.10.2009, Privatarchiv Julia Nordmann. Die Autorin dankt Bernd Kästner, Koordinator für die Zusammenarbeit mit der Bundeswehr in der Bundesgeschäftsstelle des VDK, und Peter Päßler, Archivar in der Bundesgeschäftsstelle des VDK, dass sie ihr dieses und weitere Dokumente zugänglich gemacht haben. Vgl. Koch, Ehrendes Gedenken, <<http://www.personal.bundeswehr.de>> (letzter Zugriff 8.8.2016), Privatarchiv Julia Nordmann.

¹⁶ Vgl. Libero, Nationale militärische Erinnerungskultur, Privatarchiv Julia Nordmann.

Einrichtung im März 2018 um in »Hauptfeldwebel-Lagenstein-Kaserne«. So erinnert sie dauerhaft an den Feldjäger Tobias Lagenstein, der am 28. Mai 2011 im nordafghanischen Taloqan durch einen Sprengsatz getötet wurde.¹⁷

Der auch auf Personen, Symbole, Ritualhandlungen, Zeremonien und dergleichen mehr übertragene Begriff des Erinnerungsortes geht auf Pierre Nora zurück. Der französische Historiker prägte dieses erweiterte Verständnis in den 1980er-Jahren. Dabei fügte er im Rahmen des Projektes »Les lieux de mémoire« möglichst viele Kernattribute des kollektiven Gedächtnisses der Franzosen zu einem einheitlichen Ganzen zusammen, das er als die Gesamtheit der nationalen Erinnerungsorte versteht. Diesen geschärften Blick auf das Selbstverständnis eines Landes, der Orte, Sinnbilder, Wahrzeichen bzw. national prägende Topoi aller Art in den Mittelpunkt der Betrachtungen rückt, machten sich auch andere europäische Länder zu eigen. Italien und die Niederlande zum Beispiel, Österreich, Dänemark oder die Bundesrepublik Deutschland.¹⁸

Für ihre Traditionspflege hat die Bundeswehr insgesamt Noras breites Verständnis des Erinnerungsortes übernommen.¹⁹ Doch auch die Teilstreitkräfte, einzelne Waffengattungen und Einheiten, Einsatzkontingente und Kampfgemeinschaften schufen und schaffen sich vor allem im Rahmen der Auslandseinsätze derartig erweiterte Orte der Erinnerung, die ihre Gruppenidentität und ihren Zusammenhalt verfestigen und stärken.

Auch vor Beginn der Auslandseinsätze entstanden innerhalb der Bundeswehr bereits solche Erinnerungsorte, die häufig mit einem binnenmilitärischen Totengedenken verbunden waren. In seiner richtungsweisenden Studie »Erinnerungsorte der Bundeswehr« von 2019 betont Hans-Günther Behrendt die herausragende Bedeutung solcher Orte, analysiert sie und ordnet sie in den Kontext der Bundeswehr ein. Der Oberstleutnant a.D. und ehemalige Referent der Hauptabteilung Rüstung im Bundesministerium der Verteidigung (BMVg) spart dabei auch die für die Bundeswehr tragischen Erinnerungsorte wie das Unglück an der Iller (s.u.) nicht aus. Behrendts umfassende Zusammenschau stellt dabei zentrale Fragen in den Fokus: Welche Orte der Erinnerung prägten und prägen die Bundeswehr? Welche Sinnbilder, welche Symbolik transportieren diese Orte? Und worin liegt ihre spezifische Bedeutung für die Bundeswehr?²⁰

Vor allem mit der Teilnahme deutscher Truppen an bewaffneten humanitären und militärischen Auslandseinsätzen rückte der Tod im Dienst verstärkt ins Bewusstsein der Soldaten und der Bundeswehr. Kampf, Verwundung und Tod waren plötzlich keine abstrakten Begriffe mehr, sondern wurden zu integralen Bestandteilen des Soldatenberufs. Mittlerweile besitzt das Gedenken an die eigenen im Dienst getöteten Soldaten einen wichtigen Platz in der militärischen Erinnerungskultur der Bundeswehr. Ja, es wird zunehmend zum Bezugspunkt einer eigenen militärischen

¹⁷ Vgl. Kasernennamen unter der Lupe (3), 29.8.2019, <<https://www.dbwv.de/aktuelle-themen/blickpunkt/beitrag/news/kasernennamen-unter-der-lupe-in-erinnerung-an-den-feldjaeger-tobias-lagenstein/>> (letzter Zugriff 6.9.2021).

¹⁸ Vgl. Deutsche Erinnerungsorte, S. 8 f.

¹⁹ Vgl. Erinnerungsorte der Bundeswehr.

²⁰ Vgl. ebd.; Rogg, Erinnerungskulturelle Zugänge zur Bundeswehr und ihrer Geschichte, S. 12 f.

Tradition für die deutschen Streitkräfte.²¹ Zahlreiche Orte solcher Erinnerung stehen bereits damit in Verbindung: Phnom Penh, Kabul, Kunduz, Tabankort (Mali) – um nur einige zu nennen.

Diese herausgehobene und traditionsbildende Bedeutung des öffentlichen und offiziellen militärischen Totengedenkens erkannte auch die Politik. 2011 erklärte Verteidigungsminister Thomas de Maizière (CDU) das Berliner Ehrenmal erstmals zum Teil der Traditionspflege der Bundeswehr. Und der neue Erlass »Die Tradition der Bundeswehr. Richtlinien zum Traditionsverständnis und zur Traditionspflege«, den Verteidigungsministerin von der Leyen am 28. März 2018 verabschiedete, ordnet nun grundsätzlich das dauerhafte Totengedenken an die in Ausübung ihres Dienstes getöteten Soldaten auch verbindlich und amtlich der Traditionspflege in der Bundeswehr zu.²²

Solch ein würdiger und ehrender Umgang mit dem Tod eigener Soldaten in einem öffentlichen und offiziellen Rahmen ist, wie bereits angedeutet, ein vergleichsweise neues Phänomen in der über 65-jährigen Geschichte der Bundeswehr. Denn bis in die frühen 2000er-Jahre existierten kaum öffentliche Trauerrituale, kaum Trauerzeremonien, geschweige denn eine ausgereifte Trauer- und Gedenkkultur für die im Dienst getöteten Bundeswehrsoldaten. Die einzigen, die der Toten gedachten, waren die Kameraden. Von Anfang an und in vielfältiger Weise bewahrten sie die Erinnerung. Die Bundeswehr als Institution ging, zugespißt formuliert, sogar aus unterschiedlichen Gründen, wie die Untersuchung zeigen wird, geradezu auf Abstand zu ihren Toten. Ein paradoxer, widersinniger Umstand, da, wie es der Sozialphilosoph Edwin Micewski auf den Punkt bringt, der Tod im Dienst doch die »metaphysische Natur des Militärischen«²³ sei.

Von Anfang an erforderte der Dienst in der Bundeswehr Tote. Die ersten Todesfälle ereigneten sich bereits 1956. 1962 starben 166 Soldaten im Dienst, mehr als in jedem anderen Jahr. Doch bis in die 1970er-Jahre waren die Opferzahlen hoch.²⁴ Denn zahlreiche Unfälle, aber auch einige der schwersten Unglücke der Bundeswehrgeschichte fielen in diese Jahre. Als im Juni 1957 15 Rekruten aus Kempten während einer Übung in der Iller ertranken, existierte nicht einmal ein verbindliches Trauerzeremoniell für die Truppe. So wurde die eilig organisierte Trauerfeier auf dem Kasernenhof der Kemptener Prinz-Franz-Kaserne zur Blaupause für die internen Totenfeiern der Bundeswehr.

1959 erließ Generalinspekteur General Adolf Heusinger gemäß dem Kemptener Vorbild erstmals Richtlinien für den Abschied der Truppe von ihren getöteten

²¹ Vgl. Libero, Nationale militärische Erinnerungskultur, Privataarchiv Julia Nordmann.

²² Vgl. Maizière, Das Ganze im Blick (Vortrag 14.10.2011). Abgedr. in: Tradition für die Bundeswehr, S. 211–220, S. 216; Erlass »Die Tradition der Bundeswehr«, 28.3.2018. Abgedr. in: Tradition in der Bundeswehr, S. 282–295, hier Ziff. 4.7, S. 292.

²³ Micewski, Tod und Tabu, <http://www.bundesheer.at/pdf_pool/publikationen/08_tod.pdf> (letzter Zugriff 6.9.2021).

²⁴ Vgl. Todesfälle in der Bundeswehr infolge der Ausübung des Dienstes, Stand: 30.8.2021, <<https://www.bundeswehr.de/de/ueber-die-bundeswehr/gedenken-tote-bundeswehr/todesfaelle-bundeswehr>> (letzter Zugriff 6.9.2021); Rink, Die Bundeswehr 1950/55 bis 1989, S. 204.

Kameraden.²⁵ Mit den Rahmenbedingungen eines dauerhaften, öffentlichen und offiziellen Würdigens und Erinnerns beschäftigte sich Heusinger nicht. Und so kehrte die Bundeswehr nach Unfällen und Havarien in der Regel schnell zur Normalität zurück. Ihr Versprechen, den im Dienst getöteten Soldaten ein dauerhaft »ehren-des Andenken« zu bewahren, verhalte gewöhnlich schon bald nach den internen Totenfeiern in den behelfsmäßig zu Trauerhallen umfunktionierten Räumlichkeiten der Kasernen, Truppenübungsplätze und Fliegerhorste.

Zwischen den 1950er- und den 1970er-Jahren standen anstelle der Toten der Bundeswehr jene der Wehrmacht im Fokus der neuen Streitkräfte. Denn durch die enge Zusammenarbeit von Veteranenverbänden und ehemaligen Wehrmachtangehörigen in Führungspositionen der Bundeswehr entstand eine Vielzahl von Gedenkstätten, die zum Teil bis heute an die Gefallenen der Wehrmacht erinnern. Vor allem um diese Kriegsoffer kreiste der militärische Totenkult in der Bundeswehr, sodass es durchaus präziser wäre, bis zum Beginn der UN-Auslandseinsätze weitgehend von einer Trauer- und Gedenkkultur der Wehrmacht im Rahmen der Bundeswehr zu sprechen.

Die binnenmilitärische Memorialkultur für die zumeist Unfalltoten der Bundeswehr fand dagegen ihren Ausdruck in oft schmucklosen Tafeln, schlichten Findlingen und in Stelen oder einfachen Holz- und Metallkreuzen an den Unfallstellen, auf Fliegerhorsten und Truppenübungsplätzen oder in Kasernen. Dieses kameradschaftliche und binnenmilitärische Abschiednehmen ist, wie die Untersuchung belegt, die wohl bedeutendste Keimzelle für die Entwicklung einer offiziellen und öffentlichen Trauer- und Gedenkkultur der Bundeswehr.

Im Wesentlichen stehen drei Fragekomplexe im Mittelpunkt der Untersuchung:

1. Welche historischen Hintergründe und welche ideengeschichtlichen Traditionen prägten seit Ende der Aufklärung das moderne Verständnis des soldatischen Opfertodes sowie des militärischen Totengedenkens?
2. Welche zeitgeschichtlichen Bedingungen, welche Vorstellungen in der Bundeswehr und welche Direktiven des BMVg führten dazu, dass bis in die 1990er-Jahre hinein nur eine binnenmilitärische Trauer- und Gedenkkultur in der Bundeswehr entstand? Welche Ansätze der Sinnstiftung des Soldatentodes entwickelten sich? Welche Rituale, welche Zeremonien der Trauer?
3. Welche zeitgeschichtlichen Konstellationen sowie bundeswehrinternen Entwicklungen setzten in den 1990er-Jahren schließlich den Prozess in Gang, der stufenweise zur Ausbildung erster Formen einer offiziellen und öffentlichen Trauer- und Gedenkkultur der Bundeswehr führte? Welche Rolle spielten dabei die kameradschaftlichen Erinnerungsstätten und Ehrenhaine, die im Zuge der deutschen Teilnahme an Auslandsmissionen entstanden?

Drei Erklärungsansätze sollen die Ursachen dieses Fehlens einer offiziellen und öffentlichen Memorialkultur in der Bundeswehr analysieren.

Der erste dieser Ansätze beleuchtet die zeitgeschichtlichen Umstände nach 1949, unter denen der Wunsch nach einem Verteidigungsbeitrag der Bundesrepublik

²⁵ Vgl. Der BM der Verteidigung, FüB – FüB I 3, Richtlinien für Trauerfeiern und Beerdigungen, 29.9.1959, BArch, BWD 3/123.

im Rahmen der NATO laut wurde. Denn die Idee einer Wiederbewaffnung Westdeutschlands entstand innerhalb einer Gesellschaft, die noch ganz im Schatten der NS-Diktatur und der katastrophalen Niederlage des Zweiten Weltkriegs stand. Die vorherrschende Stimmung war gegen alles Militärische und Soldatische eingestellt. Eine neue deutsche Armee lehnte die Mehrheit dieser Gesellschaft ab.²⁶ Noch weniger wollte sie von der Möglichkeit neuer toter deutscher Soldaten wissen oder gar vom Wiederaufleben eines Opfer- und Heldenkultes, wie er die militärische Trauerkultur bis 1945 prägte.

Das Fehlen amtlicher militärischer Trauer- und Gedenkformen hatte aber noch andere Gründe. Sie hingen eng mit den Gründungsumständen der Bundeswehr zusammen. Denn führende Offiziere der Aufbaugeneration hatten ihre soldatische Sozialisation in drei Armeen durchlaufen: der Kaiserlichen Armee, der Reichswehr, der Wehrmacht. Diese Grundkonstellation barg erheblichen Sprengstoff, denn die jeweiligen Vorstellungen von den Werten und Aufgaben des Soldaten waren so heterogen wie die ideologischen und moralischen Prägungen der Männer der Aufbaugeneration.

Von Anfang an entbrannte daher eine erbitterte und letztlich jahrzehntelange Kontroverse um die neue Armee. Man stritt um ihre Ausrichtung, um ihre Aufgaben und um die militärische Tradition, auf die sie sich beziehen sollte. Man stritt um das Berufsverständnis des Soldaten, um Eidestreue und Gehorsamspflicht, um Heldentum, Kampf- und Opferbereitschaft. Und man stritt ebenso um das Bild des Soldatentodes.

Der zweite Ansatz untersucht daher das Verständnis des Soldaten und seiner Aufgaben, so wie es Wolf Graf von Baudissin in seinem Konstrukt des Staatsbürgers in Uniform Anfang der 1950er-Jahre propagierte. Denn der sogenannte Reformator Baudissin spaltete in gewisser Weise den aktiven Kampf, das Töten und das Getötetwerden ab vom Selbstverständnis des Soldaten und marginalisierte sie.²⁷ Auch Trauerzeremonien, Gedenkformen und die Errichtung von Denkmälern lehnte Baudissin ab, um die Bundeswehr vom Heldenkult der Nationalsozialisten radikal abzugrenzen.

Wer aber das Kämpfen und das Sterben zur »Nebenfolge des soldatischen Auftrags«²⁸ erklärt und jede militärische Totenehrung unter den Generalverdacht des »Pathos« stellt,²⁹ der braucht, der will auch keine offiziellen und öffentlichen Formen des militärischen Trauerns und Gedenkens. Diese Haltung prägte nach Gründung der Bundeswehr ganz entscheidend das offizielle Verhältnis der neuen Streitkräfte zu ihren Soldaten, die in Ausübung des Dienstes getötet wurden.

²⁶ Unter der Parole »Ohne mich« schlossen sich verschiedene gesellschaftliche Gruppen zu einer pazifistisch motivierten Protestbewegung gegen die Wiederbewaffnung zusammen. Aus ihren Reihen ging anschließend die Friedensbewegung hervor. Vgl. Werner, Die »Ohne-mich«-Bewegung.

²⁷ Die Formel »Staatsbürger in Uniform« lässt sich ab 1953 in den Überlegungen und Schriften Baudissins nachweisen. Vgl. Baudissin, Vom Bild des künftigen Soldaten, S. 200–204; Baudissin, Beitrag des Soldaten zum Dienst am Frieden (1969), S. 41.

²⁸ Vgl. Baudissin, Beitrag des Soldaten zum Dienst am Frieden (1969), S. 41.

²⁹ Vgl. Baudissin, Soldatische Tradition, S. 437.

Der dritte Erklärungsansatz weist in Richtung vieler traditionalistisch eingestellter »alter Kameraden«. Denn für diese Wehrmachtveteranen, die beim Aufbau der Bundeswehr eine bedeutende Rolle spielten, waren die Toten der Bundeswehr, die ja nicht Kriegsoffer, sondern zumeist Unfallopfer waren, grundsätzlich militärisch weniger gedenkwürdig. Der Aufbau einer offiziellen Trauer- und Gedenkkultur erschien aus dieser Perspektive ebenfalls unangemessen.

Diese Lücke in der Bundeswehr füllte stattdessen, wie erwähnt, der Totenkult um die Gefallenen der Wehrmacht. Die ehemaligen Wehrmachtsoldaten, sowohl die, welche nun in der Bundeswehr dienten, wie auch jene, die in den Veteranenverbänden organisiert waren, würdigten ihre gefallenen Kameraden der Wehrmacht mit Trauer- und Gedenkfeiern im Rahmen der Bundeswehr. Diese Veteranen bildeten also – analog zur Theorie vom gemeinsamen kulturellen Gedächtnis einer Gemeinschaft, wie sie die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann formuliert³⁰ – eine Erinnerungsgemeinschaft, in deren Zentrum die eigenen Gefallenen standen. Der Tod im Kampf bildete dabei den sozialen Kitt. Die Unfalltoten der Bundeswehr hätten die Homogenität dieser Gemeinschaft gestört.

Und wie jedes Kriegstotengedenken war auch jenes der Veteranen nicht nur auf die Vergangenheit bezogen, sondern ebenso auf die Gegenwart. Als Identitätsstiftung der Überlebenden, wie der Historiker Reinhart Koselleck betont. Auf diese Weise diente das Totengedenken an den Ehrenmalen der Wehrmacht der Selbstvergewisserung und der Legitimation des eigenen Handelns.³¹

Die Veteranen verfolgten mit ihrem Gedenken – es nahm oft die Züge einer Heldenverehrung an, verabsolutierte die militärische Leistung und trennte diese ab von der NS-Diktatur – noch eine ganz andere Absicht. Denn diese ideologisch bereinigte Totenehrung stellte allein das vorbildlich ausgeführte Handwerk des Kämpfens in den Mittelpunkt und sollte damit auch der Rehabilitierung der eigenen Kriegsbiografien dienen. Zudem sollte über dieses Totengedenken auch die jeweilige Truppenidentität von Soldaten der Bundeswehr mit den Leistungen und Opfern der alten Kameraden verbunden werden und so traditionalistische Vorstellungen von Soldatentum in der Bundeswehr durchgesetzt und verankert werden.

All diese Zusammenhänge, Strömungen und Überzeugungen, ineinander verwoben, einander bedingend und ergänzend, führten dazu, dass sich in der Bundeswehr über mehr als 40 Jahre keine offizielle und öffentliche Trauer- und Gedenkkultur für die im Dienst getöteten Bundeswehrsoldaten entwickeln konnte.

Vor allem das Ende des Kalten Krieges und der Zerfall der alten Weltordnung schufen die veränderten Bedingungen, in deren Rahmen die Bundeswehr neue und für sie originäre Aufgaben zu bewältigen hat: bewaffnete UN-Auslandsmissionen.

Die militärischen Opfer dieser Einsätze zwangen die Bundeswehr, über den Umgang mit ihren toten Soldaten grundlegend neu nachzudenken. Und so waren diese Toten letztlich der entscheidende Auslöser für eine Entwicklung, in deren Rahmen sukzessiv erste Formen einer offiziellen und öffentlichen Trauer- und

³⁰ Vgl. Assmann, Erinnerungsräume, S. 33.

³¹ Vgl. Koselleck, Kriegerdenkmale, S. 257.

Gedenkkultur der Bundeswehr und der Bundesrepublik Deutschland entstehen konnten. Diese Entwicklung ist ein prozesshaftes Geschehen, das andauert.

Stand der Forschung

Angesichts der überragenden Bedeutung des Totengedenkens für die Identität, das Berufsverständnis, die Aufgaben und die Selbstwahrnehmung des Soldaten muss es verwundern, dass die historische Forschung sich so zögerlich und sehr einseitig mit der binnenmilitärischen wie auch der offiziellen und öffentlichen militärischen Memorialkultur der Bundeswehr beschäftigt hat. Im Mittelpunkt der wenigen publizierten Arbeiten stehen dabei vor allem das Ehrenmal der Bundeswehr in Berlin und die Trauer- und Gedenkformen für die Gefallenen der Auslandseinsätze, insbesondere für jene des ISAF-Kampfeinsatzes in Afghanistan.

In der Zeit zwischen der Ankündigung von Verteidigungsminister Jung im Sommer 2006, ein Ehrenmal für die im Dienst getöteten Soldaten der Bundeswehr errichten zu wollen, und der Einweihung des Ehrenmals im Herbst 2009 fanden zwei interdisziplinäre Fachtagungen zum Thema statt.³²

Die erste der beiden Tagungen wurde im Oktober 2007 am Wissenschaftszentrum in Berlin unter dem Titel »Der Tod des Soldaten als demokratische Herausforderung« abgehalten. Die Historiker Manfred Hettling (Universität Halle-Wittenberg) und Jörg Echternkamp (Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr in Potsdam, ZMSBw) leiteten die Veranstaltung. 2008 und 2013 veröffentlichten sie die Beiträge der Konferenz in zwei Sammelbänden.³³

Die zweite Tagung »Soldatentod in heutigen Kriegen. Herausforderungen für politische Normenbildung und Erinnerungskultur« fand im Juni 2008 an der Evangelischen Akademie Loccum statt. Die Historikerin Corinna Hauswedell führte die Veranstaltung in Zusammenarbeit mit dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge (VDK), Landesverband Niedersachsen, und der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung durch. Die Beiträge wurden 2009 in einem gleichnamigen Sammelband publiziert.³⁴

Beide Zusammenkünfte verfolgten die Absicht, die Ehrenmalpläne des BMVg in einem wissenschaftlichen Rahmen zu diskutieren. Auf diese Weise wollten sie das zu errichtende Monument zum Gegenstand des öffentlichen Diskurses machen. Diskutiert wurden dabei u.a. die Probleme, Anforderungen und Aufgaben einer demokratischen Erinnerungskultur in der Bundesrepublik als postheroischer Gesellschaft für die bei UN-Auslandseinsätzen getöteten Bundeswehrsoldaten. Auch die zeitgemäße Symbolisierung des Kriegstodes war Thema sowie der Vergleich mit der Situation in anderen Ländern und die Betrachtung der historischen Entwicklung.³⁵

³² Vgl. »Nicht vergessen«. In: Die Zeit, 29.6.2006; BMVg, Das Ehrenmal der Bundeswehr, S. 55.

³³ Vgl. Friedrich, Der Tod des Soldaten, S. 141–146. Die Beiträge, die sich mit dem Totengedenken in der Bundesrepublik beschäftigen, sind veröffentlicht in: Bedingt erinnerungsbereit. Die international vergleichenden Beiträge sind erschienen in: Gefallenengedenken im globalen Vergleich.

³⁴ Vgl. Soldatentod in heutigen Kriegen.

³⁵ Vgl. Hauswedell, Vorwort, S. 9, 12; Friedrich, Der Tod des Soldaten, S. 141.